

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.

(Nachdruck verboten.)

Hans Joachim von Sornitz stand oben am Elbdeiche, blinzelte mit den Augen in die Märzsonne, sog mit tiefen Zügen die herbe, mit ferschem Erdgeruch und Wasserdunst erfüllte Luft ein und rief mit lauter Stimme, daß es das Brausen des hochgehenden Stromes überschallte: „Hol euch alle der Teufel!“

Und er streckte und dehnte die mächtige, breitbrüstige Gestalt, faltete die Hände über dem Hinterkopf zusammen, holte aufs neue tief Atem und rief zum anderen Male:

„Hol euch alle der Teufel!“

In der weiten Runde ringsum aber war niemand zu sehen, an dem der Teufel diesen frommen Wunsch hätte erfüllen können. Und doch rief Hans Joachim zum dritten Male, während er mit einem grimmiigen Fußtritt eine in seiner Nähe liegende tote Ratte hinunterschleuderte in den Fluß:

„Hol euch alle der Teufel bis auf den letzten Mann!“

Danach lag Hans Joachim den Elbdeich hinunter und gab einen gellenden Pfiff ab, auf den hin sein Brauner, der in der Nähe gemächliche Auswahl unter frischen Märzgräsern gehalten hatte, schnell herbeigetrottelt kam.

Sie kannten einander schon, Herr und Kofz, und wußten, daß sie sich aneinander verlassen konnten. Wenn Hans Joachim sich ins grüne Gras legte oder auf dem Deiche Ausschau hielt, dann ließ er den Braunen ruhig allein machen, was er wollte. Der lief nicht weg, und auf den Pfiff kam er heran. Hans Joachim legte seine Wange an den Kopf des schönen, feingebauten Tieres und sagte leise:

„Sie wollen mir an den Hals, Alterchen!“

Und der Braune schnaubte laut, als wollte er sagen: „Laß dich nur nicht hänge machen, Hans Joachim! An uns können sie doch nicht!“

Hans Joachim saß im Sattel, und in schlanke Trabe ging es vorwärts. Bald war ein Dorf erreicht. Vor seiner Türe stand der Schmied und hämmerte auf das glühende Eisen los, daß die Funken flogen.

„Guten Tag, Kiezler,“ rief der Reiter und hielt den Braunen an.

„Gu'n Tag ol, Jungherr.“

„Na, Kiezler, was machen die Lütten?“

Ueber das Gesicht des Meisters flog ein behäbiges Lachen.

„Danke schön der Nachfrage, Jungherr. Geht gut. De een schreit den ganzen Dag, un de anner schreit dreiviertel Dag.“

Hans Joachim lachte.

„Da habt Ihr ja immer Musik, Kiezler.“

„An eene kräftige, Jungherr. Will Ihnen wat seggen: Wenn Sie heiraten, sehn Sie sich vor, daß Sie keine Zwi-

linge kriegen — dat gibt eenen Mordspektakel, ich weech dat seht.“

„Werde mich schon vorsehen, Kiezler. Und das Heiraten hat noch gute Wege. Solange die Franzosen im Lande stnd, — kein Gedanke dran!“

Wichtig fiel der Hammer des Schmiedes auf den Amboss nieder.

„Dat Düvelstüg! Verjupen sollen sie alle in der Elbe!“

„Ach, Kiezler, da kriegen wir sie nicht rin!“

„Nur töwen, Jungherr. Bloß immer töwen. Der Dag kommt och noch. Aber töwen. De richtige Dogenblick muß do sin, — dem aber rin in die Elbe, wo sie am tiefsten is!“

„Min in die Elbe!“ wiederholte Hans Joachim.

„Adjüs, Kiezler!“

„Adjüs, Jungherr!“

„Gebt man gut acht auf die Lütten, damit es ein paar Brachtferle werden.“

„Soll'n sie schon, Jungherr. In der nötigen ungebrannten Wehe soll's nicht fehlen.“

Lachend trabte Hans Joachim von dannen. Als er aus der Dorfstraße herauskam, und der Blick ungehindert über das freie Feld schweifen konnte, lag in einiger Entfernung vor ihm am Saum eines kleinen Gehölzes ein großes, stattliches Gebäude, das rechts und links von einer Anzahl Nebengebäuden flankiert wurde. Darauf zu ritt Hans Joachim.

Es war Kloster Hohenbergen. Es war zwar längst kein „Kloster“ mehr, schon seit der Reformation nicht mehr. Als damals die Nonnen, denen es bis dahin gehört hatte, ausgezogen waren, hatten die weiten Räumlichkeiten lange Jahre hindurch leergestanden. Niemand hatte sich darum gekümmert, als allerhand lüchliches Gefindel die schönen, großen Räume zu seinem Unterschlupf erwählte. Erst als die Reformation in Kurbrandenburg eingeführt worden war, kam wieder Leben in den stattlichen Besitz. Kurfürst Joachim II. errichtete ein abeliges Fräuleinstift darin, das er mit großen Rechten und Privilegien ausstattete, und das einer bestimmten Anzahl unverheirateter Damen des kurbrandenburgischen Adels Haus und Heim bieten sollte. Und diese Bestimmung hatte Kloster Hohenbergen bis auf den heutigen Tag.

Das neue Königreich Westfalen hatte an der alten Ordnung der Dinge keine Aenderung vorzunehmen gewagt. Man wußte wohl in Kassel genau, daß, wenn man in die alten Gerechtigkeiten des „Klosters“ eingreifen wollte, man auf schweren Widerstand stoßen würde. Denn in der ganzen Gegend stand das Stift in hohem Ansehen, und die Landbevölkerung hing mit Treue und Liebe an Hohenbergen; denn sie wußte und hatte es durch die Jahrhunderte erprobt, daß für alle ihre Leiden im Stift Rat und tatkräftige Hilfe jederzeit zu finden war, sofern durch Menschenhand überhaupt geholfen werden konnte. Zu diesem Umstände, der jedenfalls ein Grund gewesen war, von Kassel aus die Rechte und den Frieden des Stifts nicht zu stören, trat noch ein zweiter.

Stift Hohenbergen hatte einen ausgedehnten Landbesitz, zu dem auch weite Waldungen gehörten. Und hier stand die Jagd in Blüte, ein großer Wildbestand mit Brachexemplaren von Hirchen, und bot ein Paradies für den Weidmann, und da die Konventualinnen, wie die Insassen des Stiftes hießen, ihrer Weibertröde wegen nicht selbst auf die Jagd gehen konnten, so lud die Domina, das war der übliche Name der Vorsteherin, die auch den Titel „Frau Aebtissin“ führte, von Zeit zu Zeit eine Jagdgesellschaft ein, die aus Herren aus Kassel, aus Braunschweig und Magdeburg bestand. Daß die Domina das nur widerwillig tat, um sich das Wild nicht über den Kopf wachsen zu lassen, und um großen Schaden für den Ackerbau zu verhindern, das sagte sie zwar nicht.

Aber man wußte es.
Man wußte in Kassel und Magdeburg ganz genau, daß das hochadelgeborene Fräulein Ludovika Nemiliane von der Molt, derzeitige Aebtissin des Stiftes Hohenbergen, mit der Patriotenpartei und dem Tugendbund in Berlin und Königsberg in Verbindung stand, und wußte ebenso genau, daß, wenn die französischen Gäste Stift Hohenbergen verlassen hatten, ihnen von dort ein stiller Abschiedsgruß nachgesandt wurde, der dem Wunsche, den vorhin Hans Joachim auf dem Elbdeich geäußert hatte, so ähnlich war wie ein Ei dem andern. Aber man kam dennoch. Denn die Jagd war ausgezeichnet, die Jagddiener im Stifte hervorragend und die Domina die tadelloseste Gastgeberin, die zu denken war.

Und dann — man wollte es mit der mächtigen Dame nicht verderben. Man kannte den begeisterten Anhang und das große Ansehen, das sie in der ganzen Urmart hatte, und man fürchtete sich, etwas zu tun, wodurch eines Tages vielleicht diese dunklen Kräfte gegen die fremde Herrschaft in die Schranken gerufen werden könnten. So hielt man freundschaftlich Frieden, wenn es auch auf beiden Seiten zuweilen in den Augen bligte und in der Faust zuckte.

Das war aber in der letzten Zeit öfter der Fall gewesen. Die rücksichtslosen Proskriptionen Napoleons, der zu seinem bevorstehenden Feldzuge nach Rußland sein Heer zu nie gekannter Höhe bringen wollte, und der besonders in den obersten Ländern alle wehrfähige junge Mannschaft, deren er habhaft werden konnte, in die Armee einstellte — letzteres auch aus politischen Gründen, um in den von Truppen entblößten Ländern keine Gefahr für sich aufkommen zu lassen — hatten böses Blut in der Urmart wie andernwärts gemacht, und mehr als ein Zeichen war geschehen, das man in Kassel und Magdeburg mit großer Besorgnis wahrgenommen hatte. Kurier mit wichtigen Depeschen waren überfallen und spurlos verschwunden, einzeln reisende Offiziere und hohe Beamte ebenso; kleineren Militärabteilungen, die die Verbindungen zwischen den einzelnen Garnisonen aufrechterhielten und in Dörfern untergebracht waren, wurden von den Bauern rüdweg jede Lieferung der ihnen zustehenden Verpflegung verweigert, es sei denn gegen sofortige Bezahlung, und wenn die Soldaten Gewalt anwenden wollten, um zu dem Thron zu kommen, hatte es Mord und Totschlag gegeben, bei denen das Militär vor der großen Uebermacht, der man sich gegenüber sah, immer den kürzeren gezogen hatte. Wollten die Behörden die Uebelthäter greifen, so waren diese spurlos verschwunden und nirgends aufzufinden. Gegen ein ganzes Dorf oder gar mehrere gemeinschaftlich vorzugehen, wagte man nicht; man wollte sich kein zweites Spanien schaffen, man halte an dem einen genug, ganz besonders in der jetzigen Zeit, wo der Ausmarsch nach Rußland bevorstand. König Jerome hatte nicht die eiserne Hand seines Bruders; er war kein Freund blutiger Maßregeln und sah sich in seinem täglichen „Zimmerlust“ in Kassel nicht gern durch aufregende Mitteilungen gestört. So ließ das Gouvernement in Magdeburg die Dinge gehen, wie sie gingen, und begnügte sich mit Vorsichtsmaßregeln. Kurier, einzelne Offiziere ufw. ließ man nur durch sichere Landstraßen reisen, und Militär brachte man möglichst wenig auf das platte Land, und wenn es geschah, nur in größeren Massen. Solche waren unbedingt nötig, wenn man die angeordneten Aushebungen durchführen wollte; denn fast in jedem einzelnen Falle gab es dabei irgend welchen Widerstand zu bekämpfen und niederzuschlagen. Aber die Proskriptionen wurden überall durchgeführt und die wehrfähige Mannschaft rücksichtslos in französische Regimenter gesteckt.

So standen die Dinge an jenem Märzorgen, an dem Hans Joachim von Sornitz seine dreimalige freundliche Einladung auf dem Elbdeich in die Luft gerufen hatte und jetzt auf „Kloster“ Hohenbergen zuritt. Denn „Kloster“ hieß das

Stift im Munde der Leute noch immer. Solche Namen sind zäh, und umtauschen tut der Bauer nicht gern. Und so diente auch die Bezeichnung „Kloster“ zur näheren Kennzeichnung alles dessen, was irgendwie mit dem Stifte zusammenhing. Die Aebtissin war die „Klosterfrau“, die übrigen Konventualinnen die „Klosterfräulein“, der alte Kutischer Jochen der „Klosterkutscher“ und seine beiden, alten Schimmel, die nie anders als in einem behäbigen Jotteltrab gingen, die „Klosterschimmel“, und die vom Stift an Kranke und Arme verabreichten Speisen und sonstigen Gaben hießen die „Klostersuppen“ und die „Klosterpfennige“. Und der Turmhahn, der oben auf dem alten, eisenumpfenen Turme seine verrosteten Flügel spreizte, als ob er wirklich hineinfliegen wollte ins alte romantische Land, war der „Klostergockel“.

Daran änderte niemand was und konnte und wollte auch niemand etwas ändern.

So hielt denn Hans Joachim vor dem „Kloster“, und sein Auge bligte hinauf zu dem alten Spruche, der über dem mächtigen eisernen Gittertor am Eingange geschrieben stand: „In Sturm und Stille — meine Heimat!“

Hans Joachim nickte, als er das schon so oft gelesene Wort wieder las.

Der alte Bastian, der „Klosterpfortner“, kam herbei und nahm ihm das Pferd ab.

„Na, Bastian, geht's gut?“

„So so, Jungherr. Die Beine wollen nicht mehr so richtig mit —“

„Da müssen wir die Beinchen mal mit Melissengeist einreiben, Bastian.“

„Ach Jotte doch, Jungherr! Dat helpt nu nich mehr! Wenn dat Schmalz erst mal aus den Knochen raus ist, dann läßt der Herrgott bald zum Appell blasen, un dann helpt keen Schmalz mehr — innen nicht, un buiten nich.“

„So schnell geht das nicht, Bastian.“

„Dat weech bloß der Herrgott, Jungherr, ob det schnell oder langsam geht. Unjereen muß immer watat sin.“

Hans Joachim wuschte mit den Händen den Staub von seinem Anzuge.

„Ist meine Tante oben, Bastian?“

„Zawöll, Jungherr.“

„Na, da will ich mal nach oben. Legt dem Braunen eine große Decke über, Bastian, — er dampft sehr.“

„Zawöll Jungherr, er soll schon kriegen, was ihm zukommt.“

Hans Joachim trat in den gewölbten Gang des Hauses, aus dem ihm frostige Kühle entgegenwehte. —

Das hochadelgeborene Fräulein Ludovika Nemiliane von der Molt, die Domina, saß in ihrem Zimmer, vor dessen Fenstern immergrüner Efeu rankte, in einem reich geschnittenen Lehnstuhl und hatte ein Wirtschaftsbuch vor sich, zu dessen Notizen sie kurze Randbemerkungen machte. In dem dunkelgetäfelten, hohen Zimmer herrschte ein Halbdunkel, das dem Raume, der von einem riesigen Kamin behaglich durchwärmt wurde, etwas von der Feierlichkeit einer Kapelle gab.

Soeben las die Domina in dem Wirtschaftsbuch:

„Der Försterjunge behauptet, es seien 21 Klasten Holz, die zum Verkauf liegen.“

Daneben schrieb die Domina mit großen, steifen Zügen: „Der Försterjunge ist ein Esel. Er kann mir nichts weismachen. Es sind 22 Klasten Holz. Heute nachmittag um 3 Uhr werde ich sie ihm vorzählen, und er soll mit Attention dabei stehen.“

Weiter las die Domina:

„Die braune Stute „Meerweibchen“ hat ein Füllen gekriegt.“

Und sie schrieb daneben:

„Das ist recht. Ich befehle, daß die Pferde alle Füllen kriegen, denn Se. Majestät der König, unser allergnädigster Herr, wird bald sehr viele Pferde und sehr viele Reiter dazu nötig haben.“

Dabei sah sie auf das Bild, das ihr gegenüber hing — König Friedrich Wilhelm III. von Preußen — und neigte das Haupt wie zum Gruße.

Die Tür ging auf. Hans Joachim trat ein. Die Domina klappte das Buch zu und reichte ihm die Hand, die er ehrfurchtsvoll an seine Lippen zog.

„Sei willkommen, Hans Joachim.“

„Wie geht es dir, Tante?“

„Gut, gut. Aber dir, mein Sohn?“

„Man will mir an den Hals, Tante.“

„Nanu. Wer denn?“

„Die klugen Leute in Magdeburg.“

„So?“ sagte die Domina, klopfte mit der knöchernen Hand heftig auf den Deckel ihrer goldenen Schnupftabakdose und nahm dann langsam eine Prise heraus.

„Ja, Tante. Ich habe ein Schreiben vom Gouvernemen-
ment bekommen. Das lautet so: „Ich erlaube Sie, sich binnen
drei Tagen bei mir einzufinden. Se. Majestät bietet Ihnen
eine Stellung als Offizier in der Armee an. Ich erwarte, daß
Sie diesen Gnadenbeweis zu würdigen wissen werden.“ So
steht da drin, Tante.“

Fräulein Ludovika Nemiliane von der Rott vergaß, die
genommene Prise zur Nase zu führen. So erstaunt war sie.
„Auf diese Veimrute wirst du doch nicht gehen, mein
Junge?“ fragte sie.

„Nein, Tante, aber sie werden mich holen.“

Die Domina krommelte einen Karich auf dem Dosen-
bedel.

„Meinst du?“

„Sicher. Sie wissen, wer hinter den Bauern steht, und
den wollen sie unschädlich machen. Und wenn ich nicht hin-
gehe, werden sie zu mir kommen.“

„Du. Der Adel kann nicht zum Militärdienst gezwungen
werden — das Privileg haben sie uns lassen müssen —“

„Ganz recht, liebe Tante, aber so liegt die Sache nicht.
Man will mich ja gar nicht zwingen, man bietet mir eine
Gnade an —“

„Und die wirst du zurückweisen.“

In den klaren, braunen Augen der Domina blitzte es
auf.

(Fortsetzung folgt.)

Scherzo.

Skizze von Eugen Heltai.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Ungarischen
von Stefan S. Klein.

Der berühmte Schriftsteller sah gedankenverunken an seinem
Schreibtisch. In sehr schöner Pose saß er dort, genau so, wie er
sich seinerzeit hatte photographieren lassen. Den Kopf in die Hand
gestützt, den Blick aber in die Ferne schweifend, irgendwo weitab,
jenseits der Mauern und Häuser, über die farbenfatten Wiesen
der Phantasie, durch das Märchenland gründer Wälder. Vor ihm
leere Papiereblätter und volle Aschenbecher. Er hatte eine Region
von Zigaretten verheert, bevor er endgültig herausbekam, daß
ihm heute nichts einfiel.

So sah er denn dort, misanthropisch, ja sogar Gram im Herzen.
Und bedauerte augenblicklich sehr, daß ihm nichts einfallen wollte.
Doch hing dieses Bedauern tiefer nicht mit seinem Streben nach
der zu erringenden zukünftigen Unberücksichtigt zu sein, sondern
viel eher mit einem sehr gegenwärtigen Geldmangel. In diesem
Abend besaß der berühmte Schriftsteller keinen roten Heller. Er
suchte Zigaretten hervor, fand aber keine, sondern bloß dicke,
beständige Davonnas, mit denen er sich noch in besseren Zeiten
versorgt hatte. Der Not gehorchend, zündete er sich eine schöne und
teure Zigarette an, wie sie selbst Novellenhelden bloß des Sonntags
rauchen. Und stuzte in der letzten Tiefe seiner Seele lagte, denn
es gefühlte ihn nach einem billigen Kraut. Er hatte das Gefühl,
es würde ihn sofort ein glänzender Einfall kommen, wenn er eine
Britannika in den Mund stecken könnte, und siehe, durch die Miß-
gunst des Schicksals muß er sich ein Davanna leisten, denn er hat
kein Geld für eine Britannika. Er wertete gegen das Schicksal der
ungarischen Schriftsteller und erzog traurig, wieviel vernünftiger
es gewesen wäre, zufällig als Deutscher oder Franzose auf die
Welt zu kommen.

„Ich wäre jetzt ein reicher Mann!“ sagte er zu sich. „Draußen“
dieses „Draußen“ begleitete eine unklare Geste, aus der sich
schwer geographische Folgerungen ziehen lassen, „draußen“ wäre
ich schon längst am Ziel. Ich würde in meinem eigenen Landhaus
wohnen, nur arbeiten, wenn es mi. beliebt und was mir beliebt,
ich müßte mich nicht ums Brot plagen und die herzlichsten Dicht-
ungen, Dramen und Romane flößen mir aus der Feder.“

Die Uhr im benachbarten Speisezimmer verkündete in diesem
Augenblick mit dumpfen Schlägen die erste Stunde. Der berühmte
Schriftsteller erwachte aus seinen Träumen und lehrte mit dem
höchsten bequemen Schnelzug der Gedanken sofort aus dem Auslande
heim. Er schrak beträchtlich er das noch immer leere Papier und
begann sein Gehirn abzuqualen. Streng, unerbittlich und ohne
Schönung marterte er es, doch alles war vergebens und nichts fiel
ihm ein.

„Dies ist eine peinliche Geschichte,“ sagte er verzagt. „Gott
sieht in meine Seele, es stammt in mir nicht die Schmach des
Schaffens. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich etwas
zu sagen habe und könnte, wenn ich nicht gleich niederschriebe,
was mir in der Seele wühlt. O nein! Im Gegenteil, ich sitze
mit unverbohlenen Geil hier, indes zwei Stufen weiter meine
keine Familie aralos schlummert. Meine liebwerte Gattin ruht

in ihrem Himmelbett und süßes Lächeln spielt um ihre Lippen. Sie
träumt. Und sieht im Traume Engel, die aus blauen Höhen nieder-
steigen und unter leiser Musikbegleitung auf einer silbernen Matte
Ihr einen großen Hut überreichen, einen viel größeren, als ihn eine
sehr liebe Freundin besitzt. Auch meine Kinder ruhen sanft und
träumen süß. Sie sehen die gleichen Engel, die auch meiner gehei-
elten Wehäfte ihre Aufmerksamkeit machten, und ihnen bringen die Engel
Schiffstische und ein Monument für die Eisbahn. Dann fliegen
die Engel fort, ich aber bleibe hier und kann die Schanden der Engel
gaffen. Wäre es nicht besser, auch ich tröge ins Bett und liege
auch nur etwas von den Engeln bringen?“

Die Uhr des Speisimmers verkündete in diesem Augenblick
mit dumpfen Schlägen Mitternacht. Der berühmte Schriftsteller
erwachte wieder und konstatierte mit wachsendem Schrecken, daß er
noch immer keinen Buchstaben niedergeschrieben. Singsang hatte er
nennendings sechzig Minuten vergeblich. Traurig rannte er sich
eine neue Zigarette an, die ausnahmsweise nur drei Kronen vierzig
Heller gekostet hatte. Mit mörderischen Augen maß er das leere
Papier, das bloß, weiß, feindselig den Blick erwiderte. Sie hatten
einander ungefähr gleich.

„Einst, in alten Zeiten,“ erinnerte sich der berühmte Schrift-
steller, „besaß ich ein kleines Büchlein und verzeichnete darin meine
Themen. Ich war doch in den Tagen des Merksams eine fleißige
Themenmache, es kann nicht sein, daß schon alle Schätze verbraucht
sind, die ich in diesem Büchlein angehäuft habe.“

In neuer Gossung erwacht, begann der berühmte Schrift-
steller eifrig in den Läden seines Schreibtisches zu suchen. Vielerlei
geriet ihm da in die Hand: bezahlte Rechnungen, bei deren Anblick
er gähnte, altmodene Liebesbriefe, bei deren Anblick er zornig
wurde, und allerhand alte Schriften. Bloß das gewisse kleine
Büchlein wollte nicht zum Vorschein kommen. Doch einen berühmten
Schriftsteller kann man nicht lassen. Er wußte, daß das kleine
Büchlein irgendwo vorhanden ist, er mußte es also nur finden,
wo immer es auch sich verbarg. Er fand es auch im letzten Lädchen.
Dieses Lädchen gab ihm besonders viel Arbeit, es ließ sich nämlich
bloß bis zu einer gewissen Grenze öffnen. Dann leistete es Wider-
stand und gab nicht nach, wie immer er auch daran zerrte. Der
berühmte Schriftsteller lächelte genügt, er konnte diese Lädchen-
schere zum Ueberdruß. Sie entslehen, wenn sich ein Stück Papier
zwischen den Deckel und die Klappwand schiebt und jedem Fort-
schreiten Hindernis bietet. Geduldig kratzte er aus dem Lädchen
alles heraus, entwirrte die gekanten Papierschnitten und be-
merkte schließlich mit Genugtuung, daß eben das gesuchte Büchlein
so hartnäckig gegen das Herausziehen des Lädtchens protestierte.
Nach langer und hartenhafter Vertiefung kam das Büchlein
hervor, gekrümmelt, zerknüllt, mit zerrissenen Blättern, den im
Kampfe erlittenen Wunden. Gierig durchblätterte der berühmte
Schriftsteller das Büchlein. Und von Blatt zu Blatt versinkerte
sich das Gesicht. Schließlich schob er das Buch enttäuscht zur Seite,
er hatte sämtliche Themen längst verarbeitet.

Die Uhr verkündete in diesem Augenblick mit dumpfen Schlä-
gen die erste Stunde nach Mitternacht. Und der berühmte Schrift-
steller, der bisher wenigstens zu sich selbst gesprochen, verankert
sich in düsteres Schweigen. Einige Augenblicke schaute er ratlos
vor sich hin, dann zum Plafond hinauf, als erwarte er nur
noch von dort Hilfe. Doch fiel ihm heutzutage ein, daß oben ein
Gereichtehändler wohnt, von dem er keine Hilfe erwarten könne.
Bekannt raffte er also seinen Blick vom Plafond fort und schaute
auf den Fußboden. Jetzt fiel ihm ein, daß unten der Hausherr
wohnt, von dem er ebenfalls nichts zu erwarten habe. In seiner
Verbitterung fuhr er vom Sessel auf, trat ans Fenster und schaute
auf die Straße, alles leere und Stille hinter dräuten. Und
dort, beim Fenster, begann der Schriftsteller wieder das Selbst-
gespräch.

„Ich könnte jetzt vom Herrgott ein ausgezeichnetes Dramen-
thema verlangen. Ein Thema, sensationell und dreißigtausend
Kronen einbringend. Doch verlange ich derlei nicht, denn ich bin
nicht habfüchtig. Oder ich könnte ein feines RomantHEMA fordern.
Ein Thema, nach dem der Verleger mit Händen und Füßen griffe,
das viertausend Kronen brächte. Doch verlange ich derlei nicht,
denn ich bin bescheiden. Und weil ich so bescheiden bin, verlange
ich kein Zweitausend, so nicht einmal EintausendromantHEMA,
sondern alles in allem ein Einhundertkronenthema, in runder
Summe; es könnten auch achtzig Kronen sein, aber zumindest sechs-
zig Kronen muß ich unbedingt haben. Dies verlange ich vom Herr-
gott, ein gutes, kleines Thema, mit viel Liebe und wenig Mühe,
ein Thema, daß ich noch nachts verarbeiten könnte, damit ich in
der Früh meine fünfzig Kronen bekomme. Denn der Hut meiner
lieben Frau kann schließlich warten und auch meine Kinder müssen
nicht unbedingt schon morgen Schütteluh laufen!“

Bei diesen Worten überwältigte die Nührung den hervorragen-
den Schriftsteller, und er bemerkte nicht einmal, daß die benachbarte
Uhr in diesem Augenblick mit dumpfen Schlägen die zweite Stunde
nach Mitternacht verkündete. Der Schriftsteller blieb noch eine
Weile beim Fenster, wahrscheinlich um sofort öffnen zu können,
wenn der Bote Gottes mit dem Thema nahte. Doch erdienen der
Sendling aus himmlischer Höhe nicht, die Engel mit den Silber-
platten schienen in dieser Nacht ausschließlich nur Damenhüte,
Schiffstische und Eisbahnabonnements auszutragen, aber keine
Themen. Deshalb setzte sich der hervorragende Schriftsteller an den

Schreibstisch zurück und kutschte diskret mit den Zähnen. Er mußte sich drein fügen, daß er kein Thema habe und auch keines haben werde, denn in dieser Nacht wollte ihm absolut nichts einfallen.

Da, auf dem Höhepunkt der Verzweiflung und Verzweiflungsgedanken begann sich plötzlich seine Lage zu bessern. Sein Gesicht bräunte nun schlauchtig gemischt mit Betäubnis aus. Der unbesiegbare Zuschauer hätte meinen können, dem hervorragenden Schriftsteller sei dennoch eine gute Idee gekommen. Und tatsächlich, es war ihm eingefallen, daß ihm nichts eingefallen sei, und daß er, wenn er dies niederichreibe, daraus ebenso Geld machen könne, als ob ihm etwas eingefallen wäre.

Und jetzt schaute er schon stolz und triumphierend auf das leere Papier. Er hatte dennoch geiegt! Noch eine Minute und er wird das Papier mit schwarzen Buchstaben bedeckt. Doch — seitamerweise! — jetzt bedröte er sich nicht mehr, hatte sogar das Gefühl, er bedürfte gar nicht so sehr der hundert Kronen. Ja, er bedürfte ihrer überhaupt nicht, denn man muß nicht immer billige Zigaretten rauchen, mitunter tun's auch die teuren. Die Hauptfrage war, daß ihm schließlich und endlich doch etwas eingefallen war.

Und als die Uhr des benachbarten Speisesimmers mit dumpfen Schlägen die dritte Stunde verkündete, brannnte der hervorragende Schriftsteller zufrieden:

„Ich habe die heutige Nacht nicht vergeblich durchwacht. Gearbeitete habe ich wohl nicht, aber ein ausgezeichnetes Thema erfunden. Ich werde es mir aufschreiben, werde es für spätere schlechtere Zeiten aufheben, für Zeiten, da mir überhaupt nichts mehr einfällt.“

Und er notierte sorgfältig das Thema in das kleine Büchlein, versperzte das Lädchen des Schreibstisches und ging schlafen.

Vermischtes.

* In das Reich der Ameisen schauen, kommt einem Blick in ein Wunderland gleich. Und wer sich mit diesem kleinen, arbeitsrendigen Völkchen näher beschäftigt, wird aus dem Erstaunen nicht herauskommen. Heute mag ein wenig über die Ameisen im Dienste des Gartenbauers geplaudert werden, auf Grund eines Aufsatzes von Dr. L. Stab in der illustrierten Zeitschrift Ueber Land und Meer (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), der in Nummer 45 zu finden ist und worin es u. a. also lautet: Viele Tausende von Menschen sind während des Krieges zu Landbauern geworden, die vorher an so etwas gar nicht dachten; sie gewöhnten sich aber bald an die neue Tätigkeit und lernen rasch durch Rat und Tat kundiger Leute die für ihr Grundstück beste Art der Kultur kennen. Nicht so leicht ist es aber für sie, die Freunde und Feinde ihres Gartens aus der Tierwelt kennen zu lernen; dies ist aber für das Gedeihen und den Ertrag des Gartens von großer Wichtigkeit, und deshalb wollen wir auf die Tätigkeit eines in jedem Garten vorhandenen Tieres, der Ameise, etwas näher eingehen. Gewiß wird schon mancher Gartenfreund das emsige Treiben der Ameise im Garten beobachtet haben. Immer sind die fleißigen Tiere in Bewegung, und oft findet man richtige Ameisenstraßen, auf denen ein fortwährender Verkehr zu bemerken ist. Meistens führen diese Straßen zu einem Strauch oder Obstbaum, und dann beobachten wir, daß die Tierchen den Stamm hinaufkriechen bis zum Gipfel. Was tun sie da? Die Antwort können wir uns selbst geben, wenn wir eine solche Ameisenstraße in der Nähe ihres Nestes eine Zeitlang näher betrachten. Wir sehen dann, daß die ausziehenden Ameisen leer ihres Weges wandern, die heimkehrenden aber meistens beladen sind. Hier schleppt eine in ihren Rücken einen kleinen Käfer fort, dort trägt eine andere die Larve der Stachelbeerblattwespe, und an anderer Stelle antäut sich sogar zehn Ameisen mit der biden Raupe eines anderen Schädling ab, die sie gemeinschaftlich unter Anspannung aller Kräfte ihrem Heim schleppen. Um uns ganz von der nützlichen Tätigkeit der Ameisen zu überzeugen, brechen wir vor einem Obstbaum einen Zweig, an dem sich ein aus feinem Gespinnst bestehendes Nest befindet, so außerordentlich schädlichen Apfelbaum-Gespinnstmotte befindet, und legen ihn auf die Ameisenstraße. Sofort fallen die Ameisen gierig auf das Nest her, zerbeißen und zernagen das Gespinnst, an das sich kein Singvogel herantraut, mit ihren scharfen Klauern, zerrn die Raupe heraus und tragen sie in ihren Bau. In etwa einer halben Stunde ist das Gespinnst leer und wohl an hundert gefräßige Raupe sind unschädlich gemacht. Die Ameisen sind also die besten Gehilfen der Obstzüchter, der Baum, der von ihnen fleißig besucht wird, wird reich blühend und gute Frucht ansetzen, denn die kleinen Räuber säubern ihn gründlich von allem Ungeziefer. Und wie mit den Obstbäumen, so geht es auch mit den Fruchtsträuchern, den Stachelbeeren, Johannisbeeren und anderen. Aber auch die anderen Gartengewächse werden von den Ameisen eifrig abgesehen, und manche Raupe des Kohlweins, die den Kohlpflanzen so ungeborenen Schaden verursacht, wird von ihnen getötet und fortgeschleppt, ebenso wie die Larven und Raupe anderer Schädlinge. Viele Pflanzen laden die Ameisen direkt zum Besuch ein. Sie haben nämlich außer in den Blüten noch ein anderes Stellen kleine Behälter, die sogenannten extrafloralen Nektarien, die mit süßen Zuckerauscheidungen

gefüllt sind und lediglich dazu dienen, die auf Säugblättern sehr erpöckten Ameisen anzulocken. Solche Nektarien befinden sich auf der Unterseite der Nebenblätter, zum Beispiel bei manchen Bohnenpflanzen, bei anderen Pflanzen sitzen sie an den Blattstielen, an den Nektar- und Fruchtblättern, kurzum an allen möglichen Stellen meist in nächster Nähe der Blüte. Wir erkennen also die außerordentlich große Nützlichkeit der Ameisen für den Garten, und es ist sehr löchlich, wenn es Leute gibt, und sie sind leider nicht selten, die sich im Garten durch die Ameisen belästigt fühlen oder sie gar für schädlich halten und mit allen Mitteln den Tieren nachstellen. Sie wissen eben nicht, daß sie dadurch ihre besten Freunde vertreiben und selbst dem Gedeihen ihrer Gartenpflanzen den größten Schaden zufügen. Alle unsere Ameisen nähren sich nicht von Pflanzen, sondern von tierischen Stoffen, in erster Linie von Larven, Raupen und Käfern.

* Bialowies in deutscher Verwaltung. Seit August 1915 befindet sich das im russischen Gouvernement Grodno gelegene ungeborene Urwaldgebiet von Bialowies in deutschem Besitz. Von einer Größe von rund 30 geographischen Quadratmeilen (etwa 160.000 Hektar), bedeckt von den herrlichen Waldgebieten aller Art, ist das Gebiet besonders dadurch berühmt, daß es die letzten Reste des Wäldes beherbergt, die dort noch in der slawischen Nazahl von rund 600 Stück vorhanden waren. Jagdlich und sonst in jeder Hinsicht hervorragend, diente der Bialowieser Wald oft den russischen Jägern zum Aufenthaltsort; mitten im Urwald auf einer zirka 10 Quadratkilometer umfassenden Lichtung liegt das Krongut Bialowies mit einem großen kaiserlichen Brunnenschloß. Nach der Besetzung durch unsere Truppen wurde alsbald die wirtschaftliche Ausnutzung des wertvollen großen Gebietes für Zwecke unserer Kriegführung in Angriff genommen, und aus kleinen und schwierigen Anfängen heraus hat sich eine umfangreiche Verwaltung entwickelt, über die nunmehr durch eine Reihe von Veröffentlichungen Nachrichten gegeben werden soll. Namhafte Naturforscher haben ihre Mitwirkung zugesagt und Studien an Ort und Stelle gemacht. Ihre Ergebnisse und die Beobachtungen von Angehörigen der Militär-Forstverwaltung sollen in zwanglosen Heften veröffentlicht werden. Das erste Heft (Verlag von Paul Parey in Berlin, Hedemannstraße 10. Mit 91 Textabbildungen, Preis 4 Mk.) bringt die Geschichte der Eroberung des Urwaldgebietes und seiner wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Erschließung im allgemeinen.

Büchertisch.

— Kants Ansichten über Krieg und Frieden: Fichte über den Krieg. In einer Zeit, wo die Gedanken über Krieg und Frieden die ganze Menschheit beschäftigen und durch die Realität des Weltkrieges die Realisierbarkeit eines ewigen Friedens geradezu als vage Idee erscheint, ist es von Interesse, die Ansichten des Begründers der Philosophie der Gegenwart und des Philosophen der Freiheitskriege über Krieg und Frieden kennen zu lernen. W. Moog, der ja in der philosophischen Zeitschriftenliteratur kein Neuling mehr ist, hat in dem Haken-Verlage, Darmstadt, zwei Schriften erscheinen lassen, die es wegen ihrer aktuellen Probleme und ihrer gemeinverständlichen Darstellung verdienen, in weitesten Kreisen bekannt zu werden: „Kants Ansichten über Krieg und Frieden“ (3 Mk.) und „Fichte über den Krieg“ (1,20 Mk.). Aus dem Inhalte der unangereichereren ersten Schrift seien Kants psychologische Beobachtungen über die Charaktere der europäischen Nationen, psychologische und ethische Bemerkungen über die Ehre des Kriegers, die Ueberwindung des Krieges durch die Höherentwicklung der Menschheit, das Völkerverbündnis, das Weltbürgerrecht und die Idee des ewigen Friedens besonders erwähnt. In der zweiten Schrift werden Fichtes Gedanken über die Beseitigung des Krieges durch Errichtung rechtlicher Verhältnisse in und zwischen den Staaten manchen interessanten Leser finden.

— Die Welt-Literatur, Heft 38, die Erzählungen „Matteo“, „Eine Nacht im Jägerhause“, „Anna“ und „Pauls merkwürdigste Nacht“ enthaltend, ist erschienen.

— Ueber Land und Meer, illustrierte Zeitschrift, Heft 52 des neunundfünfzigsten Jahrganges, ist erschienen.

Homogramm.

- 1. schmachtete Frucht.
- 2. Stück Holz.
- 3. männlicher Vorname.

Die Buchstaben AA, BBBB, EEE, I, NNNN, O, B, TTTT sind nach dem Muster obiger Figur derart einzutragen, daß die drei wagerechten Reihen gleichlautend mit den drei senkrechten sind und Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Gleichung in voriger Nummer: Jakobit, a Kalle, b Ei, c Ob, d Art, e Asten, f Stern.)